



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2017

**Diese Schläge treffen die Herzgegend. Die japanische Netflix-Serie 'Hibana'
zeigt ein urbanes Japan jenseits des Hochglanzes**

Tan, Daniela

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-145571>

Newspaper Article

Published Version

Originally published at:

Tan, Daniela. Diese Schläge treffen die Herzgegend. Die japanische Netflix-Serie 'Hibana' zeigt ein urbanes Japan jenseits des Hochglanzes. In: Neue Zürcher Zeitung, 25 July 2017, 34.

Diese Schläge treffen die Herzgegend

Die japanische Netflix-Serie «Hibana» zeigt ein urbanes Japan jenseits des Hochglanzes

DANIELA TAN

Zugegeben, sie ist schräg. Sehr schräg. Definitiv nichts für Zartbesaitete auf der Suche nach fernöstlichem Seelenbalsam. Wer ein Problem hat mit weinenden Männern oder verstörendem genderübergreifendem Humor, lässt es besser bleiben.

Die Rede ist von der japanischen TV-Serie «Hibana» (2016), einer Produktion von Netflix Asia, die nun auch mit deutschen Untertiteln angeboten wird. Im Zentrum steht die Erfolgs- und Abstiegs Geschichte des Manzai-Duos Sparks. Seit seiner Kindheit übt sich Tokunaga zusammen mit seinem Partner in der Kunst des Manzai, einer japanischen Spielart der Stand-up-Comedy, bei der ein schneller verbaler Schlagabtausch das Publikum vor den Kopf stösst – und zum Lachen bringt. In Tokio muss sich Tokunaga in der Welt des hart umkämpften Ruhms behaupten, was sich in Ansichten der Stadt spiegelt, die in ihrer schabigen Urbanität im Kontrast stehen zu der gemeinhin aufscheinenden Schönheit der Metropole mit ihren glitzernden Fassaden.

Essenz eines guten Witzes

«Hibana» gibt Einblick in ein weniger bekanntes Japan, zeigt den rauen und intimen Charme verwinkelter Seitengässchen. In diesen altmodischen «yokocho», in denen unablässig winzige Garküchen brutzeln, trifft sich Tokunaga mit seinem Lehrer und Mentor Kamiya, um über Bestehen, Versagen, die Essenz eines guten Witzes und das Mundwerk des Manzai-Künstlers zu philosophieren.

Der Gegensatz zwischen der kalten Geschäftswelt und den nostalgisch angehauchten Seitenstrassen ist bezeichnend für «Hibana». Deutlich tritt in der Welt der hohen Glasfassaden die Einsamkeit hervor, in der jeder letztlich ums eigene Überleben kämpft. Jenseits der unterkühlten Gegenwart erscheinen die «yokocho» wie eine Reminiszenz an ein Tokio, das zwar schmutziger und ver-ruchter war, aber auch einen sozialen Auffangraum darstellte.

Es gibt hier auch einen realen Schauplatz: das Nonbei Yokocho in der Nähe des Bahnhofs Shibuya, das seit den frühen 1950er Jahren besteht, ursprünglich der Hauptsitz eines Bahnunternehmens. Dort locken heute winzige Lokale mit Yakitori (Spiesschen mit gebratenem



Die japanische TV-Serie «Hibana» bietet Einblicke in ein «down-to-earth»-Tokio und damit auch in ein weit weniger bekanntes Japan.

NETFLIX

Hühnerfleisch), kleinen Snacks und billigem Alkohol wie Hoppi und Highballs. Zum Teil sind die Bars nur wenige Quadratmeter gross und nur durch einen Plasticvorhang abgetrennt. Jenseits der Trendviertel erscheint die Stadt hier noch sehr authentisch. In diese «down-to-earth»-Gegend flüchtet sich auch Tokunaga, als ihm der Ruhm und das oberflächliche Showbusiness zu viel werden.

Bei den Treffen mit Kamiya kommt er wieder zu sich, findet in diesem einen absolut ehrlichen Kritiker seiner Ar-

beit. Schliesslich gibt Tokunagas Partner auf, um eine Familie zu gründen. Dies ist einer der zahlreichen Momente dieser TV-Serie, bei denen unverhüllt die Mentalität des gegenwärtigen Japan durchscheint. Man hat für sich selber und die Seinen zu sorgen – denn sonst tut es niemand. Die Ära der lebenslangen Anstellung und der damit verbundenen Absicherung ist längst vorbei, es herrscht das Prinzip neoliberaler Selbstverantwortung. Scheitern heisst hier demnach, einen Traum zu begraben, sich lapidar ein Einkom-

men zu sichern. Kamiya aber ist ein anderes Kaliber. Dieser Mensch scheitert mit einer grandiosen Absurdität, die schmerzlich tief berührt.

Roman von Matayoshi Naoki

Dieses Aufsprühen von Lebenswillen, nur um unvermittelt wieder zermalmt zu werden, weckt Assoziationen an das ästhetische Prinzip des emotionalen Mitfühlens. «Hibana» basiert auf der gleichnamigen Romanvorlage von Matayoshi Naoki, der als Comedian und Haiku-

Dichter in Japan grosse Bekanntheit geniesst. Die 2015 mit dem renommiertesten Literaturpreis Japans, dem Akutagawa-Preis, ausgezeichnete Erzählung wurde sofort zum Bestseller; dem vor kurzem erschienenen Folgeroman «Gekijo» (Theater) scheint ebenfalls Erfolg beschied. Die Serie «Hibana» dürfte keinen kaltlassen in ihrem gnadenlosen Blick auf das Scheitern an der Welt und in der Frage nach Zuversicht. (10 Folgen à 50 Minuten bei Netflix.)

Weiterer Beitrag zu Netflix im Ressort Wirtschaft auf Seite 25

Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins

Spritzig inszeniert, schwerfällig dirigiert: Carl Maria von Webers «Oberon» bringt an den Münchner Opernfestspielen Witz und Tempo auf die Bühne

MARCO FREI, MÜNCHEN

Auf der Opernbühne darf nur selten gelacht werden. Jedenfalls scheint manchen Kreisen nördlich der Alpen die «Leichtigkeit des Seins» eher unerträglich als befreiend. Das zeigte sich auch jetzt wieder, als im Rahmen der Münchner Opernfestspiele der Dreiakter «Oberon» von Carl Maria von Weber Premiere hatte: eine Koproduktion mit dem Theater an der Wien. Während sich das Publikum im Prinzregententheater über die Inszenierung von Nikolaus Habjan hörbar vergnügt und einhellig Beifall spendet, ganz ohne Buhrufe, rümpfen manche Kritiker die Nase.

Sinnliche Durchlässigkeit

Zu spielerisch und gauklerisch ist ihnen die Regie, auch zu «albern» oder zu «altbacken», womit nicht selten dasselbe gemeint ist. Nun stammt der 29-Jährige aus Österreich, überdies aus Graz, was eine gewisse «italophile Durchlässigkeit» erklärt. Und das ist gut so, denn: Seine liebevoll parodierende, überaus sinnliche und phantasievolle musikalische Regie hilft einem Werk auf die Sprünge, das einige Tücken und Schwä-

chen hat. Im Gegensatz zu Webers Vorgängeroper «Euryanthe» ist «Oberon» kein durchkomponiertes Musikdrama, sondern rein formal eine vorromantische Nummernoper.

Gleichzeitig vereint das Werk unterschiedliche Bühnengattungen: von Märchen-Singspiel samt Ausflügen in die grosse Oper der Romantik über Revue und Melodram bis hin zur Schauspiel-musik mit ausgeprägten Sprechdialogen. Der Grund für diesen Querstand ist auftragsbedingt. Für den Covent Garden in London komponiert und dort 1826 uraufgeführt, musste Weber künstlerisch auf ein Umfeld reagieren, das auf dem Gebiet der Oper nach Henry Purcell und Georg Friedrich Händel international den Anschluss verloren hatte.

Mit James Robinson Planché hat zudem ein führender Vertreter des viktorianischen Melodrams das Libretto erstellt. Eine dramaturgisch verbaute, überladene Mixtur ist herausgekommen, die auf dem «Oberon»-Epos von Christoph Martin Wieland fusst, gewürzt mit Motiven aus Shakespeares «Sommernachtstraum» und «Der Sturm». Mit dem Genre-Mix geht Habjan ausgesprochen virtuos um. Für seine Inszenierung hat die Ausstatterin

Denise Heschl ein Puppen- und Maskentheater entworfen, das entfernt an Achim Freyer oder Claus Guth erinnert – allerdings humorvoller und agiler.

Als riesenhafte Puppe mit weissem Gewand und grossen, leuchtenden Händen präsentiert sich Oberon. Mit kleineren Handpuppen agieren die drei Pucks: hinreissend gesprochen und gespielt von Manuela Linshalm, Daniel Frantisek Kamen und Sebastian Mock. Dieses Puppen- und Maskentheater greift indes nicht nur den Genre-Mix im «Oberon» auf, sondern schlägt zugleich auf kluge Weise eine Brücke zur Handlung. Alles dreht sich um den Elfenkönig Oberon, der seiner Frau Titania beweisen möchte, dass es Treue zwischen Mann und Frau geben kann.

Poltern und Bimmeln

Hierzu wählt er zwei Paare aus: den edlen Ritter Hüon von Bordeaux und Rezia, die Tochter des Kalifen von Bagdad, sowie Scherasim, Hüons Knappen, und Fatime, die Gespielin Rezias. Ähnlich wie in Mozarts «Zauberflöte» müssen die Unglücklichen einige Prüfungen überstehen, wobei die drei Pucks die Paare mit Rollenspielen und krisen-

reichen Situationen konfrontieren. Dafür entwirft Jakob Brossmann eine Szenerie, die ein Operationssaal sein könnte – oder die Schaltzentrale aus «Raumschiff Enterprise». Das alles inszeniert Habjan mit viel Tempo und Witz, auch mithilfe des nuancenreichen Lichtdesigns von Michael Bauer.

Dennoch konnte auch diese kurzweilige Inszenierung nicht ganz verhindern, dass an der Premiere manche Längen aufgekomen sind: Einige Dialoge könnten problemlos gestrafft oder ganz gestrichen werden.

Das eigentliche Problem an der Premiere in München waren jedoch die musikalischen Leistungen. Unter der sehr direkten, bisweilen grobschlächtigen Leitung von Ivor Bolton, derzeit Chefdirigent am Sinfonieorchester Basel und Musikdirektor in Madrid, konnte das Bayerische Staatsorchester das vielfältige Profil dieser Musik nicht stilgerecht einfangen.

Wo Weber mit Janitscharen-Schlagwerk und Orientalismen dezente Akzente setzt, um märchenhafte Klanglichkeiten wirken zu lassen, polterte und bimmelte es penetrant. Auch der raffiniert auskomponierte Elfenspuk, eine Vorwegnahme von Felix Mendelssohn

oder Albert Lortzing, sowie das mittelalterliche Ritterkolorit tönnten recht un-gelenk. Vor allem aber machte Bolton aus der Musik mehr eine heterogene Stilcollage, was sie keinesfalls ist. Auf kunstvolle Weise versteht es Weber, aus den unterschiedlichen Elementen ein homogenes, in sich geschlossenes Ganzes zu kreieren.

Entzauberte Poesie

So hatten es die Gesangssolisten schwer, ihre Partien ganz zu entfalten. An der Premiere wirkte der Tenor von Brenden Gunnell als Ritter Hüon stimmlich recht gepresst, etwas blass und glanzlos auch Annette Dasch als Rezia. Bleibende Höreindrücke schenkte vor allem der samtene Bariton von Johannes Kammeler als Scherasmin, und mit Rachael Wilson stand ihm eine ebenbürtige Fatime zur Seite. Sonst aber war es der helle, klare Tenor von Julian Prégardien, der dem Oberon einen wunderbar lichten Lyrismus abrang: gesänglich allerdings nur eine kleine Partie. Umso gelungener die Inszenierung von Habjan: Sie markierte den schönen Abschluss einer Saison, die an der Bayerischen Staatsoper szenisch insgesamt dünn war.